Die Islandfischer trotzen den Stürmen

Autor(en): **Binanzer, Gerhard**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Pestalozzi-Kalender**

Band (Jahr): **67 (1974)**

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-987343

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Islandfischer trotzen den Stürmen

Scharfäugig wie ein Fuchs blickt der Kapitän des deutschen Fischdampfers auf das prall mit Rotbarsch gefüllte Netz, das wie ein Ballon an die Oberfläche schiesst. Vom Fangergebnis hängen für ihn Ruf, Verdienst und Existenz ab.

Island, das mit jährlich 50 kg Fischverbrauch pro Kopf der Bevölkerung Weltzweiter im Fischessen ist, hat sich in der Konjunkturzeit des Zweiten Weltkrieges, als die kriegführenden Mächte kaum fischten, eine starke und moderne Hochseefischereiflotte aufgebaut.

Bei rauher See wird das Grundschleppnetz mit den zentnerschweren Gleitrollen ausgesetzt. Bis zu 45 Grad neigt sich schon bei mässigem Seegang das Schiff nach Backbord und Steuerbord, und die Matrosen müssen schon tüchtige «Seebeine» haben, um ihre harte Arbeit zu verrichten.

Hart, gefahrenvoll und unromantisch ist der Beruf des Hochseefischers. Er verlangt den Einsatz des ganzen Mannes. Rund 25 Mann Besatzung hat ein Frischfisch-Trawler (so nennt man den Fischdampfer). Kapitän, Steuerleute, Matrosen, Maschinisten, Koch und Junge. Die meisten verheiratet, nur einige von den Jungen sind noch ledig. Von der Ausfahrt ins Fanggebiet bis zur Rückkehr in den Hafen vergehen über drei Wochen. Bis zu 14 Tagen verbringen diese Schiffe allein am Fangplatz, aber oft muss der Kapitän erst tagelang nach einem ergiebigen Fangplatz suchen. Gute Fischgründe sind rar. Nicht umsonst hält der Fischer, der einen guten Fischgrund aufspürt, seine Entdeckung so lange wie mög-

Strümpfe zu stricken würde dem Netzmacher wohl nie im Traum einfallen. Aber die gabelförmigen Hölzer, die er in der Hand hält, sind eigentlich nichts anderes als überdimensionale Stricknadeln, mit denen er den 2¾ mm dicken Faden zu kunstvollen Maschen flicht.

lich geheim. Vollfroster sind 3–6 Monate auf hoher See.
Diese Wochen sind angefüllt mit härtester Arbeit, bei Wind und Wetter, in schwerem Seegang, der die kleinen Trawler wie Nussschalen von hohen Wellenbergen in abgrundtiefe Wellentäler stürzen lässt. Riesige Brecher drohen die Aufbauten zu zerschlagen, mancher Fischer wurde schon von der tobenden See über Bord gespült, meist gab es keine Rettung mehr. Tagelang verdecken tiefziehende Nebel und Wolken die Sonne, es herrscht eine beklemmende Dämmerung.
An Bord gibt es keine ruhige Minute. Es gilt den Fisch aufzuspüren und zu fangen, Tag und Nacht. Fischfang ist Akkordarbeit!

Fünf Tage lang dampfen sie, vorbei an den Orkneys und Färöers, bis sich die leuchtenden Gipfel Islands aus dem Dunst heben. Dann irgendwo der Fangplatz im Westen oder Süden der Insel, vielleicht auch auf halbem Weg nach Grönland. Das Echolot registriert nüchtern die Fischschwärme. Netz aussetzen, Netz einholen, hiev up, hiev up! Der Fisch fällt an Deck, wird sofort in den eisvollen Fischraum gekippt, Korb um Korb. Im Fischraum müssen die Fische aussortiert und zum Teil ausgenommen werden (Kabeljau, Schellfisch und Seelachs), um dann zwischen Eis gelagert zu werden.
Pausenlos ist der Einsatz, Tag und Nacht, kaum ein paar Stunden Schlaf und kurze Essenspausen unterbrechen die Zeit des Fanges. Der Kapitän auf der Brücke flucht, zwei Dutzend Augenpaare starren voll Spannung auf den Punkt, wo das Netz hochschiessen muss. Zerschundene und vom Salzwasser aufgeweichte Hände krallen sich in die Maschen des Netzes und ziehen es über die Bordwand. Hier gilt kein Schlappmachen und Schwachwerden. Der Fisch muss an Bord. Er ist Brot, ist Geld. Er ist wie ein Fieber, das in sie fährt.

Wenn das Schiff voll ist, gibt der Kapitän das Kommando: «Volle Kraft voraus, Richtung Heimat!» Dann schippen sich die Heizer die Seele aus dem Leib, um das Feuer unter den Kesseln zu halten, und die stoppelbärtigen und übermüdeten Männer fallen schlaftrunken in ihre Kojen, um einen todesähnlichen Schlaf zu schlafen. Er ist tief und traumlos. Aber nachher werden sie mit offenen Augen träumen von der Ankunft im Hafen, von ihren Frauen und Bräuten und Kindern, die an der Kaje auf sie warten.
Wie hoch der Lohn für ihre Arbeit ist, erfahren die Fischer erst nach ihrer Rückkehr. Ihre feste Monatsheuer ist sehr gering. Die Höhe ihres Verdienstes hängt vor allem vom Fangergebnis ab. Je mehr Fisch unter Deck verstaut ist, desto höher ist der zu erwartende Lohn. Viel mehr hängt jedoch für den Kapitän davon ab, ob die Fahrt erfolgreich war oder nicht: sein guter Ruf, seine Existenzberechtigung als Führer eines Schiffes. Ausser der Heuer erhält der Kapitän sechs Prozent des Fangerlöses.
Zwei Tage und zwei Nächte sind die Fischer daheim, dann geht es wieder hinaus, neuen Fischgründen entgegen. Gerhard Binanzer

Wie ein Sturzbach ergiesst sich der Segen des Meeres, die wertvolle Netzladung, über das schon mit vielen Zentnern Rotbarsch bedeckte Deck. Der zweite Steuermann knotet dann wieder mit einem Matrosen einen kunstvollen Seemannsknoten in den «Steert» des Netzes, wie das Ende des Netzes in der Fischersprache heisst. Dann kommt das Netz erneut ins Wasser, bis der gesamte «Hol» an Deck ist. Ein solcher «Hol» kann bis zu zehn «Beutel» oder «Teiler» fassen. Unter einem «Teiler» versteht man die einzelnen Ladungen, durch die das Netz, welches neben dem Schiff schwimmt, entleert wird. Denn auf einmal könnte nicht die stärkste Seilwinde das oft bis zu 80 Zentner fassende Netz an Bord hieven. ▶